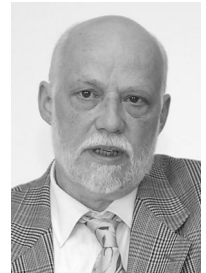


Winnenden: Offene Fragen

Bernhard Blanke



Bernhard Blanke

„Seit dem Amoklauf hängt vor allem ein Wort in der Luft: Warum? Es gibt einfach viel zu viele offene Fragen, wie zum Beispiel: Welche Gerüchte nun wahr sind und welche Gerüchte bleiben? Jedoch wird die Frage nach dem Warum nie sicher beantwortet werden können.“

*Sandra Scepanek (18)
Gottfried-Daimler-Gymnasium
Bad Cannstatt
Stuttgarter Nachrichten, 19.03.09*

Die Tat ist schrecklich, aber ist sie – wie viele Trauerreden wiederholen – unbegreiflich? Da es sich um eine menschliche, d.h. willentlich geplante und begangene Tat handelt, ist „Unbegreiflichkeit“ keine angemessene Kategorie, sonst würde es sich bei dem Ereignis um eine Willkür der Natur, einen von überirdischen Mächten gestalteten Schicksalsschlag handeln, oder dem Täter wird wegen Krankheit die Fähigkeit zum eigenen Willen abgesprochen. Aber alle Beobachter fragen danach, ob das Ereignis hätte verhindert werden können, und alle Experten suchen deshalb nach Verkettungen von verschiedenen Ursachen. Da viele dieser Beobachtungen in der öffentlichen Kommunikation kursieren, kann man wiederum die Methode der „Beobachtung des Beobachtens“ (Niklas Luhmann) anwenden, um Blindstellen aufzudecken.* Denn wenn man versucht, die Tat zu begreifen, darf kein Faktor fehlen.

Wenig überraschend an der öffentlichen Diskussion ist, dass sie einerseits weitgehend mit vorgefertigten Verallgemeinerungen arbeitet, wobei Experten bereits Lösungen präsentieren, bevor sie das Problem genau definiert haben. Andererseits berichten die Medien über immer mehr einzelne Details, die noch zusammenhanglos nebeneinander stehen und dem Betrachter nahelegen, nach einer eigenen Erklärung zu suchen. Diese Kluft lässt weiten Raum für Spekulationen, z.B. in Familien, deren Kinder noch zur Schule gehen, aber auch für zum Teil haarsträubende politische ad hoc-Vorschläge. Die Politik zieht sich allerdings nach kurzer Zeit wieder aus der Diskussion zurück, wenn die „Staats-

trauer“ beendet ist, und überlässt die „Trauerarbeit“ der Gesellschaft. Öffentliche Aufmerksamkeit erheischen dann andere Skandale oder Katastrophen.

Ein ganz wesentlicher Aspekt der Debatte ist die angestrebte psychische Entlastung angesichts des Horrors, der einen bei diesem Ereignis überfällt. Entlastung bietet am einfachsten die Suche nach Schuldigen, weil sie das mühsame Nachdenken über verallgemeinerbare Erklärungen, die beschreibbare Wege zur Reduzierung von Risiken öffnen könnten, unnötig macht und Problemlösungen so schrecklich vereinfacht: entweder lagen die Risiken bei den „Ballerspielen“ oder den Waffen in privater Hand oder der familiären Situation oder dem Psychiater – schließlich dem Versagen oder der Krankheit des Täters. Auf diesen Ausweg scheint derzeit vieles hinzudeuten (wobei die Krankheit auch schon wieder als Sucht der Computerspieler verallgemeinert wird) – auch um Verantwortung auf mangelnde Fürsorge des väterlichen Waffenbesitzers zu verlagern.

Ein Faktor wird aber in der öffentlichen Diskussion weitestgehend ausgeblendet: die schulische Situation. Dabei ist aus Forschungsarbeiten über jugendliche Amokläufer bekannt, dass sie ihre Schule als Tatort auswählen, weil sie dort tiefe Kränkungen erfahren haben (Frank J. Robertz). Ins Auge fallen dagegen Feststellungen von Politikern, dass die Schule ein Hort der Ruhe und Geborgenheit sei, der durch den Täter gewissermaßen entweiht wurde. Diese Worte tabuisieren den Tatort, und entsprechend durften die Schüler zeitweilig nicht mehr in ihre Schule zurückkehren - bis sie gereinigt ist? Die Schule soll sogar für immer geschlossen werden.

Was drückt die Metapher „Geborgenheit“ aus? Die Schule ist eine bedeutende Institution moderner Gesellschaften; die deutsche Schulpflicht bindet die Schülerinnen und Schüler während ihrer gesamten Jugendzeit bis zur Volljährigkeit an irgendeine Schulform, am längsten die Abiturienten. Die Gesellschaft, insbesondere die Eltern, können erwarten, dass ihre Kinder dort sicher sind, dass auch partiell ein Schonraum gegenüber übermächtigen gesellschaftlichen Anforderungen und Gefahren errichtet wird. Deshalb werden Namen wie „Erfurt“ oder jetzt „Winnenden“ zu Metaphern „des Bösen“. Sie signalisieren, dass die Vermittlung von grundlegenden zivilen Orientierungen und handlungsleitenden Werten, für welche die Schule eingerichtet ist, massiv bedroht sein kann. Die Schule als Institution mit einem Tabu zu belegen hat einen Sinn. Aber es ist gefährlich, die Analyse der schulischen Situation zu tabuisieren.

In solchen dramatischen Fällen erscheint dies auch nicht geeignet, die Ereignisse handlungsweisend zu erklären. Ist es richtig, die Schüler fernzuhalten? Oder wäre es nicht sinnvoll, es sei denn die kriminaltechnischen Untersuchungen ließen es nicht zu, die Schüler zu ermuntern, sich „ihren“ Ort zurück zu erobern, dort Schularbeit fortzusetzen und zur – so pietätlos das klingen mag – Routine überzugehen, und nicht selbst im Ersatzunterricht aus der Bahn geworfen zu werden? Kann dieses Fernhalten nicht die Traumatisierung der Überlebenden verfestigen, zumal der Rest der Gesellschaft Schüler, Lehrer und Eltern letztlich doch alleine lässt, und alle zur Routine übergehen (müssen). Denn was den Menschen seelisch aufrecht erhält, ist ein hohes Maß an Routine, und nur der Bürokrat versteht darunter etwas Seelenloses. Sollen wir uns jeden Tag die Sinnfrage neu stellen oder unsere Tagesplanung ständig ändern und immer neu entscheiden?

Vielleicht hat gerade das den Amokläufer zu seiner Tat gebracht. Vielleicht hat er in seiner Schule eben für sich nicht das Maß an Routine gefunden, wohl auch nicht im väterlichen Betrieb, das ihn stabilisiert hätte – jedenfalls so, dass ihn die Computerspiele nicht die Grenze zwischen virtueller Phantasie und harter Wirklichkeit hätten überschreiten lassen – wenn sie es denn waren. Es erscheint weiterführender, die Schule als Ort einer humanen Alltagsroutine zu begreifen, sicherlich auch als Arbeitsstätte, in der der Mensch während der Adoleszenz produktiv tätig sein kann, vor allem in der Gemeinschaft mit anderen. Das hat mit der wieder neu postulierten Disziplinlehre wenig zu tun. Disziplin ist ein formalistisches Wort, anwendbar auf fast alle Situationen; schließlich hat auch der Täter von Winnenden äußerst diszipliniert gehandelt, in der Manier des Sportschützen.

Worum es also ginge, wäre über das Schulklima zu diskutieren, allgemein und im besonderen Fall. Allerdings dürfte dann auch die Diskussion über die Lehrerschaft nicht tabuisiert werden, und auch nicht über die Elternschaft. Die schulische Situation im Sinne der pädagogischen Situation ist eine Triade, ein Dreiecksverhältnis. Diese Triade bedarf einer gewissen balancierten Routine, die bewusst eingeübt und immer wieder einem Stresstest unterworfen werden muss, an dem alle drei Parteien aktiv beteiligt sind. Üblicherweise findet dies in den unteren Klassenverbänden statt, weil bei den jüngeren Schülern noch eher ein spontanes Vertrauen herrscht, und Eltern und Lehrer – oft in Konflikten – sich auch um Erziehungsfragen kümmern.

Dies lässt mit jeder höheren Stufe nach, weil dann die Annahme einer Normalentwicklung zum Erwachsensein der Schüler unterstellt wird, die vor allem die Eltern schrittweise aus der Schule drängt und die pädagogische Situation in eine Dyade zwischen Schüler und Lehrer überführt. Dies ist eine hochproblematische Situation: zum einen, weil sich die Schüler in der verlängerten Zeit der Pubertät befinden und schließlich viele Oberstufenlehrer sich selbst pädagogisch ausgereift fühlen, nicht mehr lernen wollen oder sich auf das Ende der Karriere zubewegen. Auch reifen jetzt die Geschlechterunterschiede aus und die sozialen Differenzen treten hervor, womit die Spannungen zunehmen. Die Dyade nimmt dann häufig den Charakter einer resignativen Machtbeziehung an, in der es um Rechthaben oder eben um Disziplin geht. Das Vertrauen verflüchtigt sich. Spiegelbildlich ist häufig auch die familiäre Situation davon geprägt, weil die Eltern Risiken zu erkennen glauben, welche die Selbständigkeit mit sich bringen kann, und ängstlich darauf reagieren.

Und diese Risiken sind ja nicht gering, sie steigen mit der „Modernisierung“ der Gesellschaft exponentiell an. Die von Wissenschaft, Wirtschaft und Politik in den letzten Jahrzehnten propagierte „Wissensgesellschaft“ trifft die Schule direkt, sie steigert die Ansprüche an die dortige Erziehung und Ausbildung in immer kürzeren Intervallen. Zu Grunde liegt eine rasante Technikentwicklung, die im Allgemeinen oft als unbeherrschbar wahrgenommen wird (Ulrich Beck). Eine Dimension repräsentiert dabei die Entwicklung der Computertechnik und der elektronischen Medien. Vor zehn Jahren waren Spiele, wie sie derzeit in Verruf geraten, technisch schlicht unmöglich. Mit dieser Technik umzugehen, erfordert eine Qualifikation, die Eltern und Lehrer häufig nicht besitzen oder auch gar nicht erwerben wollen, wodurch sie mit den Schülern kaum mehr kommunizieren können.

Aber solche Kenntnisse werden in der schulischen Qualifikation immer bedeutsamer, weil sie für die spätere Durchsetzung auf dem Arbeitsmarkt und im Beruf zu einem Selektionskriterium werden. Sie sind Teil des gesellschaftspolitischen Drucks, der auf die schulische Situation ausgeübt wird. Hier gewinnt die Individualisierung der Leistung zum Schulabschluss hin einen immer größeren Stellenwert. Das Schulklima verändert sich von einem (möglichen) produktiven Gemeinschaftsgeist zu einem Wettbewerbsumfeld.

Und hieran ist die Schulpolitik massiv beteiligt. Einerseits schafft sie durch permanente (häufig parteipolitisch motivierte und inkonsistente) „Reformen“ ein Klima der Unruhe, bei den Lehrern oft Verzweiflung. Andererseits hetzt sie unter dem Einfluss von falsch verstandenem Managementdenken neuerdings die Schule als Institution in einen Anerkennungs- und Ressourcenwettbewerb, bei dem unter anderem der Notendurchschnitt zu einer Benchmark wird. Die gesamte Oberstufe beispielsweise wird zu einem Hürdenlauf der Schüler gegeneinander. Da gerät die auch im höheren Jugendalter nötige Pädagogik unter die Räder. Und wie sollen sich Lehrer und Eltern dann gegen den „Abfall“ der Wissensgesellschaft, welchen zahlreiche EDV-Produkte darstellen, zur Wehr setzen? Verständlich ist die Forderung nach Verboten aus der Sicht der Eltern, symbolische Politik ist es, wenn die politisch Verantwortlichen sie stellen.

In den Schulen pflegen die Verantwortlichen in dieser Phase – auch öffentlich vorgetragen und kontrafaktisch – immer noch Vorstellungen von Gemeinschaft, während die alltäglichen Praktiken im wichtigen Fachunterricht schon längst von der Konkurrenz dominiert werden. Hier beginnt dann die Tabuisierung der schulischen Situation. Und deshalb können auch viele Probleme auf beiden Seiten nicht mehr besprochen werden. Im Gegenteil werden sie verdrängt. Und alle Beteiligten pflegen die paradoxe Kommunikation und bilden eine sogenannte „doppelte Identität“ aus. Das ist einerseits normal, weil die Trennung von Privatsphäre und öffentlichem Raum, die Selektion von Freundschaften oder besonderen Beziehungen und Arbeit zum Reifeprozess (auf beiden Seiten) gehören.

Andererseits kann dies dadurch im Einzelfall, bei dem andere Unterstützungsreserven – nach wie vor die Familie, aber auch zunehmend Wahlmilieus, z.B. in der Schule freiwillige Aktivitäten (wie Sport und musische Betätigung) – nicht (mehr) existieren, zu Isolation und Versagen führen. Andere Schüler werden in dieser Situation erst richtig zu Leistungsträgern, ihre Persönlichkeitsentwicklung „glückt“ ganz im modernen Sinne eines konkurrenzhaften Individualismus, dem auch Freundschaften zum Opfer fallen. Solche Leistungen werden in der Schule belohnt und führen zumeist auch zur persönlichen Anerkennung durch die Lehrerschaft und zu schulischen Belobigungen. Wohl den Schülern, denen die Wege neuer Wahlmilieus (auch außerhalb der Schule) oder der individuellen Karriere gelingen.

Wehe denen, die es nicht schaffen. Meistens bescheiden sich Schüler ohnehin mit einem gewissen Zynismus in der Erkenntnis, dass sie jetzt fürs Leben in der Konkurrenzgesellschaft lernen, was ihnen dann auch vom Verhalten vieler Lehrern bestätigt wird; und lernen insoweit mit Enttäuschung und Wut umzugehen. Bei anderen werden daraus Depressionen oder abweichendes Verhalten, auch Gewaltneigung. Im besten Fall werden diese durch die Familien oder einen

zuständigen Experten aufgefangen. So weit scheint sich die schulische Situation wie im richtigen Leben zu sortieren. Aber was könnte daran nicht normal sein? Und welche Situationen im Alltag könnten zu Ausbrüchen von Anomalität führen?

Gibt eine vorurteilslose Analyse der Tat in Winnenden in diesem Fall einen weiteren Hinweis? Wenn der Täter, der Absicht der Amokläufer widersprechend, unbekannt wäre, würden wir kriminalistisch versuchen, von der Tat auf ihn zu schließen. Die verallgemeinernde Diskussion über Gewalt als solche und typische Familienkonstellationen oder über psychische Krankheiten übergeht jedoch sowohl die Spezifität des Tatortes als auch der Tat selbst. In diesem Diskurs erscheint sie schlicht als „extrem“ (Christian Pfeiffer), womit die versuchten Erklärungen wieder zurückgenommen werden. Der Amokläufer hätte an jedem beliebigen Ort, an dem sich eine größere Anzahl von Menschen dicht gedrängt und ohne Fluchtmöglichkeit aufhält, zuschlagen können (Bus, Supermarkt, Sporthalle, Restaurant...). Er wählte aber „seine“ Schule und die Opfer aus: er erschoss dort hauptsächlich Frauen (zufällig anwesende?) Und schockierend ist, dass er sie quasi „exekutiert“ hat, wie das besonders bei Mafia-Killern üblich ist. Diese Besonderheiten werfen Fragen auf, die nicht der gedanklichen Zensur zum Opfer fallen dürfen, will die Tat begriffen werden (Dieter Lenzen).

Es geht dann auch nicht darum, sie polemisch als „Massaker mit dem Motiv Frauenhass“ (Alice Schwarzer) zu charakterisieren. In dem hier konturierten Kontext sollte die Tat als „Beziehungstat“ in der schulischen Situation interpretiert werden. Was verband Tim K. „hier“ mit Schülerinnen und Lehrerinnen? Könnte es sein, dass er spezifische Kränkungen erfahren hat, die er nicht überwinden konnte? Haben Lehrerinnen ihn übersehen und sich besonders mit der Förderung von Schülerinnen beschäftigt, waren sie dabei unfair? Haben Schülerinnen diese Situation in einer diskriminierenden Weise und auch zu ihrem eigenen Vorteil bei schulischen Leistungen ausgenutzt? Haben die anderen Schüler und Lehrer das übersehen, als unabänderlich hingenommen oder eigene Cliquen gebildet? War er dann der einzige, der dagegen innerlich schon immer revoltiert hat, dessen „Ehre“ dauerhaft verletzt wurde und der in der familiären Situation keinen Rückhalt fand, weil er einem erfolgreichen und übermächtigen Vater gegenüber stand, dem er sich nur im Waffengebrauch gleich stellen konnte? Und dem die Psychiater auch nicht helfen konnten, weil es nicht zu einer dauerhaften therapeutischen Zusammenarbeit kam (Horst-Eberhard Richter)?

Wollte man diese Fragen mit schon gestellten zusammen denken und eine allgemeine Schlussfolgerung daraus ziehen, müsste die Problemformulierung lauten:

Bei Ehrverletzungen (die nach Emile Durkheim im Zentrum solcher Taten stehen) dreht sich alles um zugrundeliegende Gerechtigkeitsvorstellungen. Diese sind vielschichtig: Verteilungsgerechtigkeit (z.B. bei persönlicher Zuwendung oder den Schulnoten), Verfahrensgerechtigkeit (Transparenz, Beschwerdemöglichkeiten), Leistungsgerechtigkeit (Belohnung oder negative Sanktionen) oder Gleichheit (Anerkennung, Wertschätzung). Wenn immer wieder die Schulgemeinschaft propagiert wird, werden diese Dimensionen in einem unbestimmten „Leitbild“ verwischt. Läge es nicht näher, von einer Balance unter-

schiedlicher Erwartungen auszugehen (Giovanni Sartori) und diese Balance mit dem durchaus pragmatischen Begriff der Fairness zu bezeichnen? Dieses Konzept wäre wohl der neuen Wettbewerbssituation in der „modernen“ Schule angemessen.

Es könnte hilfreich sein, um die paradoxe Kommunikation in der schulischen Situation der späten Pubertät zu überwinden und den rigiden Leistungsdruck durch verständigen und solidarischen Umgang mit Arbeitsanforderungen und unterschiedlichem Leistungsvermögen zu ersetzen. Wenn schon der Leistungswettbewerb auf dem Weg zum Schulabschluss dominant wird, dann müssten die Schulen sich damit intensiver auseinandersetzen und in den höheren Klassen den FAIREN WETTBEWERB zum Leitbild erheben, wenn sie schon die Schüler auf das Berufsleben vorbereiten wollen. Sie müssten alle Schüler tatsächlich gleich behandeln, fair nach Leistung beurteilen und nicht alten Vorstellungen von schulischer Gemeinschaft, Förderung von Benachteiligten und Antidiskriminierungspolitik nachhängen, die durch ihren unbestreitbaren Erfolg in den letzten Jahrzehnten, nach allem was wir wissen, obsolet geworden sind.

„Bei uns wurde vor einiger Zeit ein sogenanntes Leitbild entwickelt, das die Schule zu einem Ort machen soll, an den man gerne geht. Freundlichkeit, Respekt und Toleranz – alles Dinge, die nicht jeder jedem gegenüber beachtet. Eine Schule nach dem dem Motto „Friede, Freude, Eierkuchen“ ist Utopie. Mehr Rücksicht würde aber selten schaden.“

*Sandra Kuberski (18)
Hans-Grüninger-Gymnasium
Markgröningen
Stuttgarter Nachrichten 19.03.2009*

* Diese hier festgehaltenen Beobachtungen der Diskussion in unterschiedlichen Medien und ihre Analyse habe ich mit einer kleinen Gruppe von Abiturienten, Studenten, Mitarbeitern, Eltern und insbesondere meiner Familie angestellt und laufend mit der wissenschaftlichen Debatte abgeglichen. Ich bedanke mich bei allen Teilnehmern dieses Versuches, das Schreckliche zu begreifen.